

STADTBIBLIOTHEK CHEMNITZ

Jörg Weber

MENSCHEN AUS DEM OSTEN

Mit einem Text von Maria Haase

16 Interviews

*Um aber diese Gegenwart zu verstehen,
müssen wir der Vergangenheit begegnen.
Und so stehen wir 35 Jahre nach dem Mauerfall
vor der Frage, was für ein Land die
Deutsche Demokratische Republik eigentlich war,
wie sie uns geprägt hat, was wir von ihr erben - und
wie wir von ihr erzählen und sprechen können.*

*Charlotte Gneuß: »Diktatur und Utopie.
Wie erzählen wir die DDR?«*

Menschen aus dem Osten

Maria Haase

Sie posieren nicht, sie wirken nicht bemüht, es geht nicht um Äußerlichkeiten. Webers »Menschen aus dem Osten« zeigen ihre Haltungen. Ohne Scheu vor der Kamera. Sie befinden sich im Moment des Fotografierens mitten im Thema. In einem von Offenheit geprägten Dialog mit dem Fotografen. Das liegt vielleicht daran, dass sie sich ganz frei dafür entschieden haben, zu ihm zu kommen. Er musste sie nicht davon überzeugen, sich von ihm fotografieren zu lassen. Er hat nur den Auslöser betätigt.

Alles beginnt mit seiner Idee und seiner Kleinanzeige in der bis heute existierenden DDR-Kultzeitschrift »Das Magazin«. Darin formuliert er kurz und fokussiert: »Suche für fotografische Porträts Leute, die in der DDR gelebt haben und darüber erzählen wollen.« So weckt er das Interesse von 16 ganz unterschiedlichen Menschen für sein Vorhaben.

Er fotografiert analog, nicht digital. Das passt zu Jörg Weber, Jahrgang 1971, geboren in Riesa, der mit der Analogfotografie groß geworden ist und sich immer schon dieser Art zu fotografieren verschrieben hat. Analogfotografie, so wie sie seine Protagonisten auch aus ihrer eigenen Geschichte kennen.

Er fotografiert schwarzweiß. Nicht aus stilistischer Sicht, etwa weil die Farben der DDR verblasst sind, nicht weil seine Portraits nostalgisch an längst vergangene Zeiten erinnern sollen, sondern weil schwarzweiß der Realität am nächsten kommt, so Weber. Denn Farbe existiere nur im Licht und wirke folgerichtig auch in jeder Lichttemperatur völlig anders. Jörg Weber bildet die Realität der Menschen aus dem Osten nicht eingefärbt ab. Er entwickelt seine Arbeiten von Hand, um die Qualität der Abzüge selbst zu steuern. Überlässt seine Bilder nicht einem genormten Labor. Authentisch, analog und schwarzweiß sind seine Fotografien. Mit vielen Schattierungen und Graustufen.

So viele Graustufen es gibt, so viele Blicke auf das Leben im Osten gibt es wohl. Webers Menschen aus dem Osten schauen mit den Augen von heute auf die Zeit von damals. Diese Augen haben etwas mitzuteilen. Und auch die Körper. Die Haltung oft auffallend aufrecht, umgeben von einer unsichtbaren Aura aus Erlebtem.

Genau diese Atmosphäre in den Bildern macht neugierig. Welche Geschichten haben die Menschen zu erzählen? Jörg Weber erzählt diese Geschichten im Bild, indem er jedem seiner Protagonisten mehrere Einstellungen widmet. Er zeigt Portraits und zusätzlich Objekte, Weber nennt sie Artefakte, die symbolisch für die jeweilige Lebensgeschichte der Menschen stehen.

Weber gibt ihnen aber nicht nur in seinen Fotografien eine Plattform. Er lässt sie auch ganz unzensuriert zu Wort kommen. Ihn interessiert immer wieder die gleiche Frage: Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Das ist sehr unterschiedlich. Sie fühlen Scham, aber auch Stolz. Sie fühlen Heimat, aber auch Heimatlosigkeit. Sie fühlen sich ostdeutsch, üben aber auch Kritik an den mitschwingenden Bedeutungen des Begriffs. Es gibt sehr gegensätzliche Gefühlslagen, aber auch sehr viel dazwischen.

Nichts ist nur schwarz oder weiß. Es existieren unzählige Graustufen. So wie in Webers Fotografien.

Maria Haase, geboren 1977, ist eine Autorin und Filmemacherin aus Leipzig. Mehr über sie auf ihrer Webseite: www.mariahaase.de

16 Interviews

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?
2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?
3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

Diese drei Fragen habe ich allen von mir porträtierten Menschen aus dem Osten gestellt. Zum Begriff »ostdeutsch« eine Anmerkung: Dieser Begriff gehört, wie ich finde, 2025 zum allgemeinen Sprachkanon und das sehe ich sehr kritisch. Er wird zuweilen mißgünstig konnotiert und ich habe Frage 1 gestellt, gerade weil ich mit diesem Wort hadere.

Die Interviews erscheinen hier so, wie sie mir in allen Eigenheiten von Grammatik, Orthographie und Stil zugesandt worden.



Marianne L. (geb. 1953)

fotografiert am 17.03.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Marianne L.: Dieses Wort »ostdeutsch« wurde für mich erst aktuell nach der Wende 1989. Bis dahin fühlte ich mich vom Sprachgebrauch weder als »Ostmann« noch als »Deutsche«. Ich lebte im Ostteil von Berlin und bin mit der Mauer groß geworden. Ein deutsches Mädchen zu sein, wurde nie thematisiert. Es hatte sicher mit der Vergangenheit des deutschen Volkes zu tun. In der DDR setzte man sich in der Schule intensiv mit dieser Zeit kritisch auseinander.

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

ML: Mir fiel spontan die Sterbeurkunde meines tot geborenen Jungen 1972 ein. Diese Urkunde existiert noch und bringt traurige Erinnerungen. Zu dieser Zeit war es in der DDR nicht üblich, diesen Müttern psychische Betreuung zukommen zu lassen. Mit 19 Jahren war ich mit der Situation völlig überfordert. Es wurde eine Geburt eingeleitet, die 12 Stunden dauerte, da ich im achten Monat war, mit dem Bewusstsein ein totes Kind zu bekommen. Das war eine prägende Erfahrung.

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

ML: Zu dem o.g. Ereignis, es wurde mir erst Jahre später bewusst, wie in der DDR mit solchen Fällen im Gesundheitswesen umgegangen wurde. Dazu kam es durch die Geburt eines gesunden Mädchen 1976. Heute werden solche »Schicksalsschläge«, die die Mütter erfahren müssen, psychisch betreut. Das verstorbene Kind wird beerdigt. Es findet eine professionelle Begleitung statt.



Für mich war die DDR Zeit keine »schlimme« Erfahrung. Vieles war organisiert und nicht geprägt von Ängsten. Es gab dennoch Ereignisse, die mich verunsichert haben und mir die Illusion von einem sozialistischen Staat raubten.

Das Wort »Ossi« wurde mir erst nach 1990 bewusst und hatte mir das Gefühl vermittelt, minderwertig zu sein. Zum Glück rettete mich mein humorvoller Umgang in Situationen, die das Arbeitsleben mit sich brachte. Ich konnte einen Beruf ausüben, der mich glücklich machte und meine kreative Seite förderte.

2



Ingrid M. (geb. 1959)

fotografiert am 27.05.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Ingrid M.: Wenn das Wort »ostdeutsch« fällt, weht mir immer noch eine gewisse Skepsis bzw. Distanzierung bis hin zur Abwertung der Menschen in den Neuen Bundesländern ins Gesicht.

Ich habe stets das Gefühl, mich und meine Herkunft rechtfertigen zu müssen – und das im Jahr 2024!

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

IM: Dieses Schwarz-Weiß-Foto* zeigt einen Blick auf Aue in Sachsen, im Vordergrund Auerhammer (anno 1968): Meine Heimatstadt Aue (ehemalige Kreisstadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz) wurde im Jahr 1173 gegründet und entwickelte sich mit dem Silber- und nach 1945 mit dem Uranbergbau zu einer bedeutenden Industriestadt im Westerzgebirge.

Hier wurde ich 1959 geboren, ging zwölf Jahre zur Schule (zehn Jahre Polytechnische sowie zwei Jahre Erweiterte Oberschule); hier verbrachte ich eine unbeschwerte, geborgene, glückliche Kindheit.

Viele der hier zu sehenden Schornsteine und Industriegebäude sind nach dem Mauerfall im Jahr 1989 aus dem Stadtbild verschwunden, das Durchschnittsalter der Bevölkerung ist beängstigend gestiegen und der Leerstand von ehemals begehrten Wohnungen macht traurig.

*Christoph Georgi: »Blick auf Aue, im Vordergrund Auerhammer«, PGH Film und Bild, Berlin 1968

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

IM: Die deutsche Wiedervereinigung und die damit verbundenen wirtschaftlichen Gegebenheiten haben mich mittlerweile in das Bundesland Baden-Württemberg verschlagen.

Meine Familie, die ich regelmäßig besuche, lebt größtenteils noch immer im Ost- bzw. Westerbirge. Dessen ungeachtet pflege ich auch nach mehr als sechs Jahrzehnten mit ehemaligen Klassen- und Sportkameraden bzw. -innen enge Kontakte. Wir kommen nicht nur zu organisierten Klassentreffen zusammen, sondern auch individuell und sporadisch.

Das Erzgebirge ist und bleibt meine Heimat. Ich komme regelmäßig sehr gern hierher und freue mich über die positiven Veränderungen im Stadt- und Landschaftsbild. Der »Menschenschlag« ist aufgeschlossen, gastfreundlich und liebenswert.

Allerdings verspüre ich auch immer eine große Wehmut, denn viele Menschen haben ihre Heimat verlassen und nur wenige der ehemaligen Industriebetriebe haben die Zeit erfolgreich überdauern können.

Ich persönlich schaue skeptisch in die Zukunft. Deutschland hat es in den vergangenen Jahrzehnten seit 1990 nicht geschafft, eine wirkliche Einheit zwischen Alten und Neuen Bundesländern zu generieren. »Blühende Landschaften« im Kontext mit den hier lebenden Menschen sind weiterhin ein Traum. Den Neubundesbürgern wird immer noch das Gefühl als »Menschen zweiter Klasse« suggeriert.

ABER: Sachsen ist ein starkes und schönes Bundesland! Ich wünsche mir, dass auch ich noch in der mir zur Verfügung stehenden Lebenszeit eine prosperierende Zukunft erleben darf.

3



Anne W. (geb. 1961)

fotografiert am 15.11.2023

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Anne W.: Enge und Angst fallen mir als erstes ein bei Ostdeutsch. Bevormundung und im Gleichschritt alle zusammen in dieselbe Richtung marschieren. Bloß nicht aus der Reihe tanzen. Ich erinnere mich an eine deprimierte Stimmung, es ist hoffnungslos, dass sich etwas ändert in der DDR. Weil ich mich eingesperrt fühlte, suchte ich nach Freiheit in anderen Ländern. Kein Chef, der mich erniedrigt und mich auf die politische Linie bringt, der darüber bestimmt, was ich sagen darf.

Gefangen im System.

Was für eine Ethik und Moral in Ostdeutschland bis 1989!

Welch Heuchelei!

Ostdeutschland wollte der bessere deutsche Staat sein.

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

AW: Ich habe ein Foto vom Frühjahr 1963 ausgewählt, wo mein Vater mich auf dem Arm hält. Wir sind in einer Obstplantage am Rande des Dorfes. Ein sonniger Tag, die Kirschbäume blühen, ein Sonntagsspaziergang der Familie. Es macht den Anschein, als ob alles in Ordnung wäre.

Mein Vater ist schon mit 57 Jahren im Jahr 1995 verstorben, ich war 34. Wir hatten kein gutes Verhältnis zueinander, was an der Ehefrau, meiner »Mutter«, lag. Vor zehn Jahren erst habe ich das erkannt. Da konnte ich ihm verzeihen.

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

AW: Freiheit - frei sein. Freiheit ist mir in meinem Leben am wichtigsten! Ich will sagen können, was mir nicht gefällt, ohne Strafe zu fürchten. Die Stasi hört mit. Ich bin ausspioniert worden von jemandem aus der Verwandtschaft. →

Ich weiß es, da ich Kontakt zu einem Stasimitarbeiter hatte im Jahr 1989, im Zusammenhang mit meiner Bewerbung für eine Tätigkeit im Ausland. Zuerst sagte er mir, was er über meine Herkunftsfamilie wusste - interne Angelegenheiten. Eine ekelhafte Situation. Meine Stasiakte wurde angelegt, als ich ein Jahr und drei Monate jung war. Ja, ein Jahr war ich. 2017 hatte ich Einblick in meine Stasiakte. Warum hat die Stasi so etwas gemacht? Mein Vater war in den 50ern für zwei Jahre im »Westen«. Er kam vor dem Mauerbau zurück in den Osten, weil man ihn in die Bundeswehr einziehen wollte. Er begründete so die Rückkehr: »Ich nehme keine Waffe in die Hand.« Als kleiner Junge mit sieben Jahren, 1945, war er mit seiner Mutter und Schwester zu Fuß vom Sudetenland nach Thüringen gelaufen. Schlimme Erlebnisse aus diesen Monaten hatten ihn geprägt: Entkräftete Menschen wurden erschossen, wenn sie hinfielen und nicht mehr aufstehen konnten. Er sah als Siebenjähriger, wie das Gewehr an den Kopf der Opfer gehalten wurde und hörte den Schuss. Tot. Von einer Sekunde auf die andere. So schnell machte man Menschen tot.

Ich denke, ja fühle, dass er sein ganzes Leben Angst hatte vor dem Tod. Ihm widme ich diese Worte.

Anne W. im Juli 2024

4



Marion K. (geb. 1961)

fotografiert am 20.01.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Marion K.: Wenn das Wort »ostdeutsch« fällt, fühle ich zuerst Stolz in mir:

'Ostdeutsch' zu sein bedeutet für mich persönlich,

Stärke zu haben,

sich Problemen zu stellen,

...nicht davor wegzulaufen.

Es bedeutet, eine Verantwortung für ein Miteinander zu haben und nicht zuERST an sich selbst zu denken und zuvorderst.

Es bedeutet, authentisch zu sein und wach zu sein für die Dinge, die um einen herum passieren; im Kleinen wie im Großen.

Es bedeutet für mich, sich im besten Wortsinn für seine Mitmenschen zu interessieren und zu engagieren.

Es bedeutet nicht, sich zuerst und zuvorderst um sich selbst zu kümmern - ausschließlich um sich selbst zu kümmern; ...seine eigenen Interessen durchzusetzen - auf Gedeih und Verderb - zum eigenen Wohl.

Das bedeutet für mich 'Ostdeutsch'.

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

MK: Das von mir ausgewählte Artefakt: Ein 'Trabi' (PKW Trabant 601 Limousine des Herstellers Sachsenring Zwickau), den ich tatsächlich als Alltagsfahrzeug nutze.

Manche mögen sagen, ein solches Fahrzeug in heutiger Zeit zu nutzen sei Sentimentalität, doch ich verbinde damit viel mehr: Ich verbinde damit meinen Werdegang...

...denn ich habe nach der Absolvierung der POS (Politechnische Oberschule / 10. Klasse) zunächst eine zweijährige Berufsausbildung durchlaufen zur »Fachverkäuferin für Fahrzeuge, Zubehör und Ersatzteile« beim damaligen IFA-Vertrieb (Industrievertrieb für Fahrzeuge und Ausrüstungen).

Für den IFA Vertrieb war ich tätig von meinem 16. Lebensjahr bis zu meinem 27. Lebensjahr - angefangen von der Berufsausbildung über eine Verkäuferinnentätigkeit in Filialen kleinerer Städte bis hin zur Mitarbeit in der Direktion des IFA-Vertrieb Dresden nach dem Studium der Ökonomie für Binnenhandel in Dresden (ich wurde aufgrund guter Leistungen bei der Berufsausbildung vom Betrieb zum kostenfreien Studium delegiert, was üblich war).

Ich verbinde mit dem gewählten Artefakt den Fall der »Mauer«, der innerdeutschen Grenze, im Ergebnis der friedlichen Revolution in der DDR 1989.

Ich verbinde damit, dass das Land, in dem ich den Großteil meines Lebens zugebracht hatte zu diesem Zeitpunkt, für nicht mehr existent erklärt wurde per Dekret.

Und ich verbinde damit, bei aller berechtigten Kritik an diesem nicht mehr existierenden Land, dass nicht alles schlecht war, dass nicht alles verdammenswert ist, was mit diesem Land zu tun hatte. Denn trotz allem war dieses Land, die DDR, meine Heimat. Ich bin im Jahr des Mauerbaus in diese Heimat hineingeboren worden, und ich habe dort gelebt bis zu deren Auslöschung - Löschung - (Beendigung) per Wiedervereinigungsvertrag.

Und auch wenn es diese DDR nicht mehr gibt, war sie dennoch meine Heimat, und Werte wie »Frieden (zuallererst) mit allen Völkern in der Welt« wurden hochgehalten. Das wurde schon den Kindern von der Kinderkrippe an über den Kindergarten, die Grundschule und die Oberschule hinweg, es wurde den Kindern als oberstes zu schützendes Werte-Ideal »vorgegeben«, wenn man so will, ...und die Kinder, wir Kinder, haben das verinnerlicht. Und das empfinde ich heute noch als schützenswert und als nützlich, das als tief verwurzelt Credo in mir zu haben: »Frieden« als Oberstes Gebot.



Das verbinde ich [mit dem Thema: »ostdeutsch«], wenn ich das Symbol der DDR, den »Trabi«, als mein Artefakt anschau und benenne, denn für die DDR ist der »Trabi« DAS Symbol der Wiedererkennung.

...und

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

MK: Drittens: möchte ich zum Thema gern mitteilen, dass ich auch 35 Jahre nach der friedlichen Revolution vielleicht mit dieser Ausstellung, mit meinem Artefakt, gern mit darauf hinweisen möchte, dass Es lohnt, sich zur DDR mehr Gedanken zu machen, als das im öffentlichen Raum bisher der Fall war im wiedervereinten Deutschland. Das betrifft die Politik genau so, wie die Ebene des menschlichen Miteinander.

Ich würde gern anregen, dass die Menschen mehr darüber nachdenken, was man denn früher an der DDR so geschätzt hat, wenn man sie besucht hatte von westdeutscher Seite:

Die Offenheit der Menschen,
die Herzlichkeit der Menschen,
das Miteinander der Menschen,
die direkte offene Art der Kommunikation...

Woher stammte das?

Warum war das da?

Warum war das damals wertgeschätzt?

Wo ist das heute?

Gibt Es das noch?

Ist es auf der Strecke geblieben? Wenn ja, warum?

Was hat die Menschen in der DDR damals so unverwechselbar gemacht aus der Sicht der damaligen westdeutschen Menschen? Gibt Es diese Wiedererkennungseffekte noch? ...diese Merkmale? In welchem Maße gibt es die noch? Und ...sollte man weiterhin ein Augenmerk darauf haben, was die Menschen im damaligen DDR-Gebiet vielleicht in den letzten 35 Jahren vermissen mussten - auch im Umgang mit ihnen auf der politischen Ebene, auf der Ebene des Lenkens dieses Staates?

Gab (gibt) es Verdrängungspolitik?

Ich glaube nicht, dass Es hilft, Dinge ad-akta zu legen, wenn Sie noch nicht geklärt sind und bearbeitet sind. Denn Es gibt auch nach 35 Jahren noch immer Unterschiede zwischen Ost und West, die nicht sein müssten, wenn man sich mehr miteinander beschäftigen würde und auch mit den Belangen der Menschen (aus) der früheren DDR.

Nachsatz:

»Ostdeutsch« bezieht sich natürlich nicht ausschließlich auf den Bezug zur ehemaligen DDR, doch dieser flächenpolitische geschichtsbezogene Zusammenhang ist noch immer sehr präsent. So, wie sich auch nach tausenden von Jahren aus der Vogelperspektive heraus noch die Umrisse von Anlagen aus früheren Epochen abzeichnen und erkennbar sind, wird die Bezeichnung "ostdeutsch" als Marker stehen für den Bezug zu einem Teil Deutschlands, der im 20. Jahrhundert für eine Epoche von vierzig Jahren eine andere - eine eigene Entwicklung vollzogen hat ...mit eigenen Werten und eigener Kultur der Bevölkerung.

»Ostdeutsch« steht historisch einzigartig für eine friedliche Revolution - ohne jegliches Blutvergießen.

Die Menschen dieses Landesteils sammelten Erfahrungen in zwei gegensätzlichen politischen Systemen, die sich zuvor hochgerüstet antagonistisch gegenüberstanden. Das ist ein besonderes Merkmal für den Begriff »ostdeutsch«.

5



Petra W. (geb. 1963)

fotografiert am 6.5.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Petra W.: Gefühl: Bekenntnis, nie Verleugnung, immer Betonung, daß ostdeutsch!

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

PW: Bezug: Udo Lindenberg = eins meiner Lieblingsthemen, Fan seit der Jugend :), bin bis heute in der Live-Musik-Szene unterwegs, jetzt als Konsument, aber viele Jahre auch selbst als Veranstalter tätig gewesen.

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

PW: Ich habe all meine Wünsche aus der Jugend - Udo zu treffen, zu sprechen, live zu hören - inzwischen erfüllt, habe ihn unzählige Male in der ersten Reihe gesehen, war bei vielen tollen Events (z.B. Rockliner, MTV unplugged...) dabei, bin heute vollkommen zufrieden mit diesem Thema.



Zusatzfrage: Mit welcher Intention sind Sie im Jahr 1983 nach Berlin gefahren, um Udo Lindenberg zu treffen?

PW: Ich bin damals mit dem Ziel nach Berlin gefahren, mein großes Idol Udo L. EINMAL leibhaftig zu sehen, mit ihm zu sprechen. An »ein Konzert hören« war ja sowieso nicht zu denken. Man vergisst heute schnell, daß es damals kaum Infoquellen gab, keine Handys, kein Internet, keine Vernetzung von Fans. Ich wußte von dem Termin durchs Westradio, durch Werner Reinkes Kultsendung »Hitparade International«, wo ich meine Kassetten aufnahm, und bin einfach (naive 19 Jahre alt) mit dem Zug losgefahren, vollkommen sicher, daß ich Udo treffe. Was ja dann auch geklappt hat. Dadurch, daß ich diesen Udo-Pullover anhatte, geriet ich auf diese Fotos und Videos der Westpresse, damals u.a. im »Stern«, die bis heute immer wieder verwendet werden, u.a. auch in der Eröffnungsszene des Musicals »Hinterm Horizont«, das viele Jahre am Potsdamer Platz lief, später noch 1/2 Jahre in Hamburg.

6



Simone S. (geb. 1963)

fotografiert am 5.11.2023

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Simone S.: - Traurigkeit, Verlust

- Tragödie einer politisch verstrickten Elterngeneration

- Für die Generation der zwischen 1945 und 1975 Geborenen gab es unzureichende Entwicklungs- und Beteiligungsmöglichkeiten im wiedervereinigten Deutschland. Die Quote Ostdeutscher in Führungspositionen ist bis heute mit ca. 1,7 % nur marginal.

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

SS: - Das Lesen in meinem Elternhaus hat mich persönlich und beruflich geprägt. In der DDR studierte ich wissenschaftliches Bibliothekswesen, nach der politischen Wende Kunstgeschichte, Neuere/Neueste Geschichte und Slavistik. Das Buch »Hiob« von Joseph Roth stammt wahrscheinlich aus dem Besitz meiner 1987 verstorbenen Schwester. Gelesen habe ich es zwischen 2014 und 2020 während eines beruflichen Aufenthaltes in Polen. Damals entdeckte ich mit Joseph Roth einen brillianten Autor, der die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden und der Habsburger Monarchie eingefangen hat.

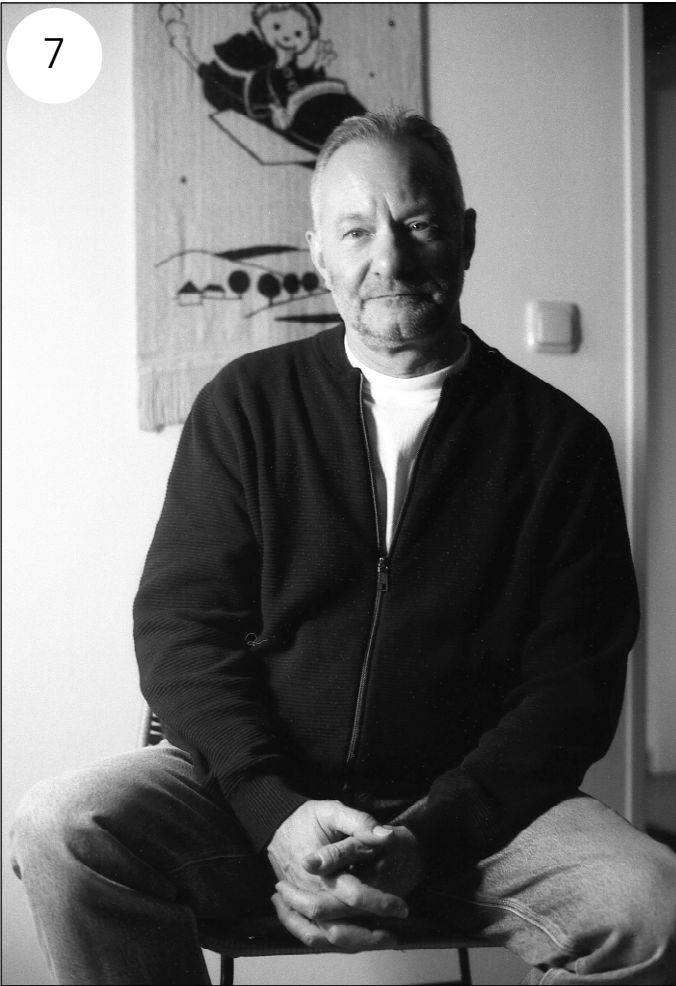
3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

(nicht beantwortet)

Dresden, den 9. November 2023

Simone S.

7



Jens F. (geb. 1964)

fotografiert am 29.2.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

Jens F.: »Ostdeutsch« ...und was mir noch wichtig ist!

Eine schwierige Frage, der ich mich so noch nie gestellt habe. In erster Linie verbinde ich mit diesem Begriff das Territorium der ehemaligen DDR. Warum das so ist, weiß ich nicht. Ich lebe seit Dezember 89 in Osnabrück; würde aber nie sagen, das ist hier westdeutsch, also die Alt-BRD. Ich müsste viel weiter ausholen, in die damalige Politik abschweifen, warum ich das so sehe. Zwei deutsche Staaten, das Produkt eines verlorenen Krieges. Die USA und die UdSSR kommen als sogenannte Befreier. Es entstehen Kapitalismus auf der einen und Sozialismus auf der anderen Seite, gut 40 Jahre lang. Die Ausgangslagen, damals schon katastrophal!

Geboren bin ich in der DDR, 1964, drei Jahre nach dem Mauerbau. Meine Kindheit und Jugend habe ich dort gelebt. Die Wurzeln, damit auch ein Großteil meiner Identität, liegen dort, sie sind ostdeutsch geprägt. Damals galt die BRD als Inbegriff des Luxus, die DDR als der des täglichen Mangels, um es auf einen kurzen Nenner zu bringen. Äußerlich gesehen, so empfinde ich es heute. 34 Jahre nach der Wiedervereinigung, immer noch zwei deutsche Staaten in Einem, eine immer noch »unsichtbare« Grenze? Ostdeutsch, weil es immer noch anders ist, sich anders anfühlt. Wir sind nicht wie Die im Westen, so glatt und oberflächlich. Damals großkotzig daherkommend als Heilsbringer der goldenen Marktwirtschaft; aber sagen wir ruhig als Besatzer nach den Russen! Heute immer noch der große Erklärer; wie der Osten bzw. der Ossi tickt. Herabschauend, geschmacklos bis erniedrigend, so empfinde ich es! Man grenzt sich ab, als ehem. DDRler, so ist man nicht, so will man auch nicht gesehen werden. Sich nicht ständig rechtfertigen.

In einem minimalistischen Luxus groß geworden, aber nicht arm.

Selbstverständlichkeit; das Wort gab es in der DDR nicht; nichts war selbstverständlich. Diesen Fakt verbinde ich auch ganz stark mit ostdeutsch. Nach wie vor auch eine Lebenseinstellung von mir; nichts ist selbstverständlich!

Wenn zwei Partner, sprich BRD und DDR, die Wiedervereinigung eingehen, geschieht das normalerweise gleichberechtigt. Dies stand aber nie auf der Tagesordnung der ehem. BRD. Als bewahrenswert sollte wenn möglich nichts gelten; der Ost-Sandmann hat es mit Ach und Krach geschafft und ging nicht unter. Wohl auch etwas Glück gehabt!

Für den Westen roch alles östlich der Elbe nach sozialistischem Modder und musste weg, oder aber eine neue westdeutsche Fassade bekommen. Aber da waren ja noch ca. 16 Millionen Menschen mit gelebtem Leben, ob nun 40, 20 oder 10 Jahre DDR. Es gibt ein Lied aus dem Jahr 1993 von Veronika Fischer, was mir heute wie vor dreißig Jahren aus dem Herzen spricht; »Es war ein Land«. Ein Auszug:

*War ein Land, mein Land, einmal mir so verwandt, dass ich weinte,
als ich es verlor, ich es verlor.*

Ich hab's geliebt, gehaßt, geliebt, gehaßt. Doch nie war es mir gleich.

Es war mein Land, kein Land so schnell wie es verschwand.

Von einem Tag zum andern dass kein Mensch es wiederfand.

Ostdeutsch; das heißt für mich auch, Heimat, Verwandte und Freunde. Dort komm ich her, aber dieses Dort ist nicht mehr, gibt es nicht mehr.

Es war ein Land, gebaut auf Sand, und einen Traum.

Und als das Land verschwand blieb nur der Traum, auf dem es stand.

Der Westen hat dem Osten etwas übergestülpt, nach dem Häuten dessen, ohne Rücksicht auf Verluste!



Identität kann man nicht so einfach weg radieren wie den Staat DDR. Jeder Mensch hat seine Geschichte, seine Prägung. Häuser, Straßen, Plätze kann man sanieren. Hinterher sieht alles wieder schick aus, nennen wir es ruhig blühende Landschaften, das klingt doch nach wie vor gut, oder? Aber der Mensch, wo bleibt er dabei. Das OSTDEUTSCH wird ihm ja regelrecht ständig vorgehalten. Es sind die Medien, gestützt von einer Politik, die an weit vergangene Zeiten erinnert. Warum seid Ihr so, unzufrieden, ostalgisch. Welch ein schönes westdeutsches Wort!

Reißt Euch mal zusammen.

Die Politik, welche ja in den letzten dreißig Jahren hauptsächlich von Westdeutschen kreiert wurde, hatte kein Interesse an ostdeutscher Befindlichkeit. Man erfand lediglich einen Ostbeauftragten der Bundesregierung. Ein Treppenwitz. 34 Jahre Vereinigung stehen 40 Jahren DDR gegenüber. Wahrscheinlich gibt es diesen Beauftragten auch noch in zehn oder zwanzig Jahren; bei solchen Regierungen!

Das ist es, was den Ostdeutschen nach wie vor abstößt. Dieses nicht auf Augenhöhe. Warum eigentlich? War es für den Westen vielleicht angenehmer, als es noch die sogenannten Brüder und Schwestern aus dem Osten waren? Manchmal glaube ich, ich spreche jetzt für meine Generation; zwischen den Zeilen herauszuhören; jetzt erst recht. Ich bin ostdeutsch, und darauf bin ich stolz. Wie IHR darüber denkt, ist mir egal. Man will sich mittlerweile abgrenzen, scheint es mir mehr und mehr. Da ist dann wohl etwas schief gelaufen, mit dem »Jetzt wächst zusammen was zusammen gehört«!

Manchmal erwische ich mich dabei; bei Fernsehgeschichten über den Osten, dass ich da mehr mitfühle. Weil ich aus dem Osten bin? Die Kluft zwischen Ost und West, das würde sich schnell verflüchtigen, so die Politiker in den 90er Jahren. Die größten Kritiker setzten dem entgegen; das wird sich erst in ein, zwei Generationen herauswachsen; heraussterben trifft es wohl besser. Das waren damals natürlich Schwarzseher!

1989, zur Wendezeit, sah ich meinen Wechsel hier in den Westen als Chance, persönlich wie beruflich. Ich bin trotzdem ein Ostdeutscher geblieben, das klingt jetzt etwas nach Wehmut; ist es aber nicht. Das empfinde ich nach wie vor so!

Entwurzelt und dann doch nicht sesshaft geworden? Zurück nach Rostock, ins Ostdeutsche, stand für mich nie zur Debatte. Regelmäßige Besuche in meine Heimatstadt in den 90er Jahren machten mich nur nachdenklicher, über das, was hier passierte. Es wahr wohl eine Art Fremdheit, die ich empfand! Das Ostdeutsche war so gut wie weg, der marode Charme der DDR. Alles auf links gedreht, getreu dem Motto; Was nicht passt, wird passend gemacht! Was bewahre ich mir, meine Identität ist hier. Bin ich ostdeutsch?!

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

JF: Ja der Sandmann, der gute alte Sandmann. Er begleitet mich eigentlich schon mein Leben lang. Er und seine Kollegen; Pittiplatsch und Schnatterinchen, Fuchs und Elster und die Anderen aus dem Märchenwald.

Angefangen hat wohl alles kurz nach meinem auf die Welt kommen, damals in Karl-Marx-Stadt. Ein kleines altes Schwarzweissfoto dient wohl als Beweis, daß er gleich nach mir kam. Das gelbe Jäckchen mit den großen Knöpfen dran, dazu die braunen spitzen Schuhchen aus Kunstleder. Und das rosige Gesicht, immer mit einem Lächeln. Ein Teddy war wohl sein dicker Freund, wie man auf dem Foto sieht.

Ich wurde älter, wir wohnten schon in Rostock; da kam er mir irgendwie abhanden. Er war einfach weg! Die Jahre vergingen, doch er war immer wieder präsent, schon allein durch den Abendgruß für die Kleinsten.

Dann kam die Wende. Die DDR hörte auf, zu existieren, und wurde in der Folge regelrecht gefleddert. Nichts sollte, aus westdeutscher Sicht, als bewahrenswert gelten. So empfand ich es damals, als junger Mensch in den 20ern. Doch wie durch ein Wunder überlebte der kleine Mann diese verrückte Zeit! 1996 wurde ich Vater, mein Sohn Moritz wurde geboren. Und plötzlich war mein Sandmännchen wieder ganz real, und tat das, wofür er auch von mir immer geliebt wurde. Er begleitete nun meinen Sohn eine Zeitlang in die Traumwelt. →

Es war diesmal ein ganz Moderner mit der Abendgrußmelodie als Spieluhr. Aber doch so meilenweit entfernt von meinem aus den 60ern, so verspielt und detailgetreu daherkommend. Aber, ich muß das wohl so sehen, rückblickend!

Da kam mir das alte Foto wieder in den Sinn; die zwei Kameraden auf dem kleinen Mosaiksteinchen-Blumentisch in Karl-Marx-Stadt. Dank guter Ordnung in Fotodingen ward es schnell gefunden. Nach langer und intensiver Suche bei EBAY fand ich ihn wieder; mein Sandmännchen im gelben Jäckchen und den braunen Kunstlederschuhchen. Noch dazu in tadellosem Zustand. Und nun sitzt er da, neben Pittiplatsch dem Lieben, auf meinem Regal im Arbeitszimmer. Und es scheint als wolle er mir sagen, mit einem kleinen Augenzwinkern; wo ist die Zeit nur geblieben. Wir sind Beide noch da und haben uns irgendwie nie aus den Augen verloren!

8



Caroline B. (geb. 1965)

fotografiert am 23.6.2024

1. Was fühlen Sie zuerst, wenn das Wort »ostdeutsch« fällt?

Caroline B.: Wenn ich das Wort »ostdeutsch« höre, habe ich ein angenehmes, warmes Gefühl in mir und ich spüre auch ein bisschen Wehmut. Wehmut, weil vom Ostdeutschland von damals nicht mehr viel übrig ist, was ich teilweise schade finde.

Und ich denke: Ja, das bin ich! – ostdeutsch. Ostdeutsch, das war die DDR und sie war der Ort meiner Kindheit und Jugend. Ich fühlte mich dort geborgen und beschützt.

Die Heimat meiner Kindheit ist verschwunden. Und trotzdem gab es, in meinem Leben nach der DDR, nie einen Moment, in dem ich sie mir zurück gewünscht hätte, weil ich nie wieder in einem Land leben möchte, in dem man mir nicht erlaubt, hinzugehen wo es mich hinzieht und ich möchte auch nie wieder in einem Land leben, wo man mir vorschreibt, was ich zu sagen habe.

2. Welchen Bezug haben Sie zu dem von Ihnen ausgewählten Artefakt/Objekt?

CB: Mein ausgewähltes Artefakt ist der SV-Ausweis oder besser: Ausweis für Arbeit und Sozialversicherung. Das ist ein kleines grünes Büchlein im A6-Format, vorn ist das Emblem der DDR (Hammer, Zirkel, Ährenkranz) eingestanz, welches auch auf der Staatsflagge zu finden war. Jeder Bürger der DDR bekam diesen Ausweis wenn er oder sie ein Arbeitsverhältnis aufnahm. Das begann mit dem Studium oder der Lehrausbildung. In diesem Büchlein wurde alles vermerkt was damit im Zusammenhang stand, zum Beispiel auch, von wann bis wann du zur Schule gegangen bist und mit welchem Abschluss du sie beendet hast, als was du ausgebildet wirst/du arbeitest, bei welcher Firma, wie viel Geld du verdienst, wie viele Urlaubstage dir zustehen und wann du deinen Urlaub genommen hast. Des weiteren wurde jeder Arztbesuch darin notiert, die Diagnose in Form einer dreistelligen Ziffer und falls du krank geschrieben wurdest, der Zeitraum. Auch Hilfsmittel, z. B. eine Brille (mit Tag der Verordnung, Sehstärke usw.) wurden dort eingetragen, ebenfalls Impfungen.

Aus meinem SV-Ausweis ist herauszulesen, dass ich kein Abitur gemacht habe (warum das so war, steht nicht darin) und somit auch nicht studieren konnte. Ich habe nach dem Abschluss der 10. Klasse Maurer gelernt. Später habe ich berufsbegleitend studiert und bin Erzieherin geworden. Mehrmals war ich krank, aus verschiedenen Gründen und ich habe eine Sehschwäche. Zweimal steht die Nummer 650 in diesem Ausweis, das bedeutet, dass ich zwei Kinder geboren habe.

Jeder hatte diesen Ausweis, aber in jedem Ausweis findest du eine andere Lebensgeschichte.

3. Was möchten Sie zum Thema unbedingt mitteilen?

CB: In der DDR sah ich auf der Straße niemals obdachlose Menschen, auch keine Drogenabhängigen. Es tut mir immer wieder sehr weh, dieses menschliche Elend mit ansehen zu müssen.

Damals, in Ostdeutschland, waren die Menschen hilfsbereit untereinander. Es war sauberer auf den Straßen, denn es gab viel weniger Müll. Erstens weil nicht alles doppelt und dreifach eingepackt war und zweitens: Leere Flaschen, ausgelesene Zeitungen etc. wurden zum Altstoffhandel gebracht, waren nicht Müll, sondern SERO (Sekundärrohstoffe). Auch sonst hat man alles nochmal irgendwie wiederverwendet, soweit das möglich war.

Waren jeglicher Art gab es nicht im Überfluss, aber es war genug für alle da und das was es gab hatte oft eine gute Qualität. Damit meine ich auch Lebensmittel. Es gab nicht immer alles, aber das was da war, war sehr lecker (Kaffee nehme ich da mal raus) und hatte meistens heutige Bio-Qualität.